

Peter Brasch

SCHÖN
HAUSEN

Roman

Eulenspiegel Verlag

Über das Buch

Berlin-Prenzlauer Berg, neunziger Jahre: Der seine Wohnung nicht mehr verlassende Schriftsteller Brasch trifft unter ungeklärten Umständen auf den sizilianischen Totengräber und Kirchturmglöckner Gianluca. Dieser musste seine Arbeit aufgeben, weil die Höhenangst von ihm Besitz ergriffen hatte. Womöglich ist das auch der Grund, warum ihn auf seiner Auslandsreise das Rotkehlchen Giorgina, ein junges, abenteuersuchendes und rotweinverliebttes Vögelchen, begleitet. Gianluca macht Brasch ein diabolisches Angebot, das dieser nicht ablehnen kann.

Über den Autor

Peter Brasch wurde 1955 in Cottbus geboren, legte 1974 in Berlin das Abitur ab, nahm ein Germanistikstudium in Leipzig auf und wurde wegen Protests gegen die Biermann-Ausbürgerung exmatriculiert. Er war als Dramaturg beim Rundfunk, als Regisseur und Übersetzer tätig, schrieb Kinderhörspiele und Stücke; 1999 erschien mit »Schön hausen« sein erster und einziger Roman. Im Juni 2001 wurde Peter Brasch tot in seiner Wohnung in Berlin-Prenzlauer Berg aufgefunden. Er ist der Bruder des Schriftstellers Thomas Brasch, des Schauspielers Klaus Brasch und der Rundfunkjournalistin und Autorin Marion Brasch, die für die Neuausgabe dieses Romans ein Nachwort geschrieben hat.

Sämtliche Inhalte dieser Leseprobe sind
urheberrechtlich geschützt.
Sie dürfen ohne vorherige schriftliche Genehmigung
weder ganz noch auszugsweise kopiert, verändert,
vervielfältigt oder veröffentlicht werden.

Eulenspiegel Verlag –
eine Marke der Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage

ISBN Buch 978-3-359-01144-6
ISBN E-Book 978-3-359-50088-9

1. Auflage 2019
© Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage GmbH, Berlin
Umschlaggestaltung: Buchgut, Berlin,
unter Verwendung eines Motivs von Peter Brasch

www.eulenspiegel.com

Am fünfundzwanzigsten Juni neunzehnhundertsechundneunzig um sechs Uhr und einunddreißig Minuten fiel Gianluca Cardinale auf, dass er an diesem Sonntag nicht zur Arbeit gehen musste. Er hatte seine Anstellung als Kirchturmglöckner von Checosabello aufgegeben, da er seit einiger Zeit an chronischer Höhenangst litt.

Doch weil es seine Gewohnheit war, zog sich Gianluca trotzdem an, verließ sein Haus und ging die stille Dorfstraße hinunter. Einige nachtschwärmerische Tauben und ein völlig übermüdeter Straßenhund waren die einzigen lebendigen Wesen, denen er begegnete. Gianluca versuchte dem Hund einen Kieselstein in den Hintern zu schießen, aber der Hund kannte auch diese Gewohnheit schon zur Genüge und war außerdem noch nicht müde genug, um dem Stein nicht ausweichen zu können.

Im Nordosten lag die Sonne, färbte den Nebel rot und kündigte einen heißen Tag an.

Warum scheint die Sonne eigentlich nicht nachts? Tagsüber ist es doch sowieso schon hell, dachte Gianluca und schoss einen zweiten Stein, diesmal in Richtung Taubenschwarm. Die Tauben gurrten kaum erschreckt auf, erhoben sich kurz, um sich einige Sekunden später auf demselben Platz niederzulassen.

Gianluca setzte sich auf eine Bank und dachte über seinen Nachfolger nach. Wenn für die Arbeit an der Glocke überhaupt noch ein Nachfolger nötig war, denn wie Gianluca es aus dem Kirchenvorstand hatte läuten hören, sollte bald ein elektronisch betriebenes Glockenspiel eingebaut werden.

Gianluca schlug die Beine übereinander und beobachtete eine einsame Ameise, die versuchte, einen für ihre Statur viel zu großen Zweig aus der Bruchrinne einer Steinplatte zu transportieren. Jeder andere hätte diese Sisypbosarbeit der Ameise laut verlacht und sie vielleicht aus Übermut totgetreten.

Nicht Gianluca. Er versetzte sich in das Innenleben dieser Ameise, und nach längerem Überlegen fiel ihm ein, dass auch seine Arbeit jeglichen Sinns entbehrte: Leute zu einem Dienst für einen Gott in die Kirche zu rufen, einem Gott, der sich nicht mal persönlich zeigte, weiterhin Gräber zu schaufeln, um diese Leute, wenn sie gestorben waren, dem Blick dieses Himmelsgeschöpfes zu entziehen und sie herzurichten, als wären sie nicht tot, sondern würden sich auf ihre Hochzeitsreise begeben. So musste er am kommenden Montag die Signorina Annetta Conspiranza Machiavelli für die Beerdigung präparieren: Waschen, Pudern, Schminken und Kämmen. Ihr schwerbrokatenes Hochzeitskleid hatte er bereits gestern ausgebessert, Eiscremeflecken entfernt, lockere Pailletten festgenäht, den Kragen gesäubert, und zum Schluss hatte er das Kleid gebügelt.

Annetta Conspiranza Machiavelli war die Schwester des Schwagers des Stellvertretenden Bürgermeisters von Checosabello, und dieser wiederum hatte viele enge Verwandte im Ort Corleone, berühmt und berüchtigt als Herkunftsort der Mitglieder einer auf der ganzen Welt bekannten Geheimorganisation. Diese Leute legten größten Wert auf die Kostümierung Annetta Conspiranzas als Braut, obwohl sie in ihrem Erdenleben nie verheiratet war.

Auch ihr Tod hatte eine seltsame Ursache. Auf dem Totenschein, den der Neffe des Bürgermeisters ausgestellt hatte, stand: Ersticken infolge Verschluckens einer Schollengräte.

Gianluca wusste genau, dass das nicht die Ursache war, denn Annetta hatte außer kleinen Sardinen, die sie stets penibel entgrätete, keinen Fisch gegessen. Hätte er jedoch diese Zweifel laut geäußert, hätte er sich gleich neben Annetta legen können – allerdings ungeschminkt und ungewaschen, mit dreckigen Schuhen, einem Loch in der Stirn und einem Zettel auf der Brust: Herzliche Grüße aus Corleone.

Die arbeitslose Ameise, die offensichtlich aus ihrem Staatsverband ausgeschlossen worden war, hatte ihren Zweig humpelnd etwa zwanzig Zentimeter weit getragen und ließ ihn zu Gianlucas Füßen fallen. Dann drehte sie sich um, spreizte ein Bein ab, als sei es ihr beim Tragen eingeschlafen, und ging zurück zu der Stelle, an der noch andere Zweige lagen. Beschäftigung ist alles, dachte Gianluca, man sollte sich nur nicht zu oft Gedanken darüber machen, wozu das gut ist.

Annetta Conspiranza blieben diese Wirrnisse künftig erspart. Unerfindlicher Tod mit knapp achtunddreißig Jahren, sinnlos, wie die allgemeine Rede war, aber gibt es eigentlich einen sinnvollen Tod?

Weitsichtig war sie ihr Leben lang, kurzsichtig ebenso, so dass sie stets mit zwei Brillen durch das Dorf gegangen war, eine für die Gesellschaftsspalte im Bello-Giornale und die andere für die Ferne, wenn sich das, was in der Spalte vorhergesagt wurde, hundert Meter vom Dorfplatz entfernt wirklich zutrug. So verbringt eine bebrillte Jungfrau in Sizilien ihren Lebenszenit, bis der Tod, getarnt als Fischgräte, sie um den Abend bringt, an dem sie vielleicht erfahren hätte, dass sie im fernen Chicago Erbin von drei Millionen Dollar geworden war. Irgendeinen Grund musste dieser Tod

schließlich haben, denn nicht mal die beiden Brillen wollten die Verwandten Annetta für das Grab lassen, aus Angst, sie könne bei ihrer Auferstehung etwas sehen, das sie nicht sehen durfte.

Das dachte Gianluca, als er die immer klarer werdende Sonne gegen den Nebel kämpfen sah und beobachtete, wie die Einsameise den nächsten Zweig vor seine Füße schleifte, dort fallen ließ und sich zum dritten Mal der gleichen Tätigkeit zuwandte.

Wenn ich weiter hier sitzen bleibe, werde ich irgendwann glauben, die Einsameise baue im Auftrag der Cosa Nostra einen Scheiterhaufen für die tote Conspiranza, dachte Gianluca und stand auf. Er nahm sich vor, Annetta Conspiranza die beiden Brillen nach der Beerdigung wieder aufzusetzen, sie jeden Tag an ihrem Grab zu besuchen und ihr den Klatsch aus der Zeitung vorzulesen, einschließlich der Basket- und Fußballdivisionsergebnisse, dem Wetterbericht mit Pollenflugalarmstudien (Annetta war Allergikerin und empfindsam gegen Gräser und Linden) und allgemeiner Weltlage.

Wo liegt diese Welt nur, dachte Gianluca. Irgendwo, an einem Ort, der Checosabello heißt, benannt nach irgendeinem Schönen, der nicht weiß, was los ist, an einem Ort, in dem ich mir morgens früh um sechs Uhr am Sonntag die Stille um die Ohren schlage, einer Einsameise zusehe und über die Folgen des mysteriösen Todes einer potenziellen Braut nachdenke. Und ich bin mir nicht einmal sicher, ob die Conspiranza mich je im Leben eines ihrer weit- oder kurzsichtigen Blicke gewürdigt hat.

Auf dem Kirchturm hatte sich Gianluca nie gelangweilt. Irgendwelche Kirchturmstiere wie Fledermäuse und Seilfraßratten fanden sich jeden Tag ein, um mit ihm gemeinsam den Blick über Sizilien zu genießen und das Wetter für den kommenden Tag vorherzusagen.

Aber was nützte es Gianluca jetzt, die Weltlage und das Wetter vorhersagen zu können, wenn ihm auf diesem erhöhten Standpunkt schlecht und schwindlig wurde? Woher kam diese plötzliche Höhenangst mit nicht mal vierzig Jahren? War er nicht bescheiden genug? Zum Himmel hoch betäubt und zu Tode jauchzend. Höhenangst und Tiefenkoller. Vielleicht sollte ich besser Streckenwärtler bei der höllischen Eisenbahn werden, sang Gianluca, während er über den leeren Platz hüpfte. Noch einmal versuchte er, mit einem Stein eine sich versammelnde Gruppe gurrender Tauben auseinanderzutreiben. Alle flogen auf, nur eine blieb. Sie schien etwas flügelahm und schon sehr alt zu sein, lüpfte gelangweilt und tieftraurig ein Augenlid, klimperte etwas kokett mit einer dreckverklebten Schwanzfeder, als wollte sie sagen: Nimm mich auf deinen Arm, Glockenläuter, und lass uns ein letztes Mal auf deinen Turm steigen, denn allein schaffe ich es nicht mehr. Lass uns zusammen zum letzten Mal einen Blick auf Sizilien werfen, bevor wir für alle Zeiten auf den Boden verdammt werden.

Gianluca wollte der Taube einen Vogel zeigen, doch die Taube neigte den Kopf ein wenig zur Seite und blinzelte in die große Morgensonne.

Ein letztes Mal werde ich es über mich bringen, auch wenn ich den Marktplatz vollkotzen muss, dachte er, nahm die Taube vorsichtig auf den Arm und betrat die Kirche.

Tante Grazie, hauchte eine tiefe, heisere Stimme. Gianluca wollte zurück auf den Platz gehen, weil er Angst bekam, aber die Taube schmiegte sich bettelnd an sein Ohr. Es war keine akustische Täuschung. Die Stimme kam allem Anhör nach aus dem Bauch der Taube.

Es ist mir völlig egal, wer deine Tante ist und wie graziös sie sich in ihrem Leben benommen haben mag. Bitte erschreck mich nicht noch einmal, sonst bringe ich dich statt auf den Turm in die tiefsten Gebeinsgrüfte.

Die Taube gurrte zufrieden und verhielt sich von jetzt an still.

Die Sonne turnte bereits im scharlachroten Tanzkleid über dem Mittelmeer herum, als sie auf dem Kirchturm ankamen. Gianluca setzte sich sofort auf eine Zinne und atmete tief ein. Einen Blick auf die Landschaft zu werfen traute er sich noch nicht. Die Taube dagegen genoss die Aussicht und dachte: Jetzt erst verstehe ich die weitgereisten Zugvögel und ihre scheelen, misstrauischen Blicke auf uns Tauben. Wir haben keine Weitsicht und kümmern uns nur um unseren eigenen Dreck. Wo aber keine Übersicht ist, kann sich ein Vogel keinen Überblick verschaffen.

Sollte dieses Tier laut denken oder hat mir der Aufstieg auf den Turm das Gehör vernebelt, dachte Gianluca. Die Taube drehte den Kopf zu ihm, und es sah so aus, als nickte sie.

Eine dunkle Ahnung wächst in mir, die nähert sich wie diese dunkle Wolke, die da hinten über Arabiens Himmel ihre Freiübungen macht. Ich ahne, da kommt etwas Ungeheures auf uns zu.

Wie bitte, dachte Gianluca, und zog sich vorsichtig an der Zinne hoch, um das Nahen der Wolke zu verfolgen. Er vermied es immer noch, auf den Platz zu sehen.

Die Wolke näherte sich, obwohl kein Wind wehte. Sie wuchs mit dem Näherkommen. Gianluca und die Taube verfolgten dieses Naturereignis mit aufgerissenem Mund beziehungsweise Schnabel. Beide versuchten sich an etwas zu erinnern, aber es gelang ihnen nicht, herauszubekommen, was es war. Die Möglichkeit reichte vom Tag der Geburt, an den sich niemand erinnern kann, bis zu einem Vatermord, den keiner je vergessen würde.

Als die Wolke über dem Kirchturm stehenblieb, staunten sie nicht. Sie erstarrten für den Bruchteil einer Sekunde. Ebenso erstarrte die Luft. Jedes Geräusch verstummte, und

die Sonne war für einen Moment nicht zu sehen. Der gesamte Himmel war mit den graublauen Unmassen der Wolke bedeckt. Dann zuckte etwas Blitzartiges durch die Atmosphäre. Eine Mischung aus Orkan und Gewitter, Regen und Schneesturm.

Checosabello, was willst du denn, mein Schöner, brüllte eine Stimme aus der Wolke.

Alles, was wir nicht können, schrie Gianluca.

Und alles, was wir vermissen, kam es aus dem Bauch der Taube.

Die Wolke platzte über ihnen, die gesamte undefinierbare Weisheit, alle existierenden Weltsprachen ergossen sich über die Köpfe Gianlucas und der Taube und verschafften sich darin allen Platz, der zur Verfügung stand. Kurz roch es auch nach achtzigprozentigem gefuseltem Schnaps.

Hiermit erhaltet ihr die unbegrenzbare Erkenntnis- und Sprechfähigkeit der Welt, und nützen sollt ihr sie so, dass ihr sterbend sagen könnt ...

Die Stimme und die Wolke schrumpften plötzlich zu dünnem Echo und Nebel.

Was sollen wir sterbend sagen können? schrien beide in die wiedererstandene Azurbläue des Himmels. Aber Stimme wie Wolke verschwanden im Nirgendwo, als hätte es sie nie gegeben.

Gianluca konnte sich jetzt ohne Schwindel den Platz ansehen. Er spuckte hinunter, traf einen Hund und drehte sich zur Taube.

Aber da war keine Taube mehr. Auf der Zinne saß ein kleines Rotkehlchen, jung an Jahren und mit leicht benebeltem Blick, und lächelte ihn träumerisch an.

Lange nicht gesehen, sagte das Rotkehlchen. Und jetzt?

Eine kurze Starre zog sich durch Gianlucas Körper, dann riss ein Faden in seinem Kopf, und er sagte: Ich weiß, du bist Giorgina und es ist wirklich Zeit, hier abzuhaufen.

Das Rotkehlchen flog auf seine Schulter, und langsam ging Gianluca die Stufen ins Kirchenschiff hinunter. Vor dem Kreuz machte er statt sich zu bekreuzigen einen Diener, vor dem großen Marienbild einen Knicks, beträufelte dann Giorgina mit geweihtem Wasser aus dem Weihwasserbecken und ging langsam über den Platz. Vorbei am schlafenden Hund, den neidisch glotzenden Tauben und der ignorant in den Himmel starrenden Transportarbeiterameise auf die Landstraße in Richtung Messina nach Norden.

2

Kehrmaschinen fahren auf dem Alexanderplatz herum, um nach einer vereinzelt Schneeflocke zu fahnden. Es war der einunddreißigste Oktober, als Gianluca früh um vier auf einer Bank in der Nähe des Berliner Fernsehturms aufwachte. Das Funkeln des kreisenden Signallichts und eine feuchte Kälte weckten ihn aus einem schweren Schlaf. Er sah ungläubig an sich hinunter, denn statt seines alten, verschlissenen Leinenanzugs trug er jetzt einen silbergrauen Seidenanzug, eine mit Pailletten besetzte Fliege und handgefertigte Lederschuhe, alles Sachen, wie er sie nur bei höhergestellten Leuten gesehen hatte.

Er griff sich an den Kopf, als könne er daraus irgendeine Art von Erinnerung holen, fand aber statt der Erinnerung nur einen fremden Hut. Er nahm ihn ab, als könne er so Luft in seinen Kopf bekommen, aber es flog nur kalter Wind um ihn herum.

Hier bin ich, piepste eine Stimme von einem Baum neben der Bank.

Er entdeckte Giorgina, die auf einem Ast schaukelte und mit etwas glasigen Augen genauso irritiert aussah wie er.

Wie sind wir hierhergekommen, Giorgina? fragte Gianluca.

Mit dem Zug, mit dem Bus, mit dem Taxi. Geflogen bin ich, und gelaufen bist du, und wenn ich besoffen war, habe ich in deiner Tasche geschlafen, und wenn ich nicht besoffen war, habe ich dich in den Schlaf gesungen ... Was willst du noch wissen?

Wann du besoffen warst, will ich nicht wissen. Ich will wissen, wie es uns auf diesen kalten, zugigen Platz verschlagen hat.

Giorgina flog auf den Kopf eines steinernen Denkmals, das zwei starre Herren in altmodischen Anzügen darstellte. Sie sahen in Richtung Osten, als warteten sie ungeduldig auf den Sonnenaufgang. Dann fing sie an zu zwitschern: Wacht auf, Verdammte dieser Erde, die stets man noch zum Dursten zwingt.

Zum Hungern muss es heißen, Giorgina, zum Hungern.

Gianluca schloss die Augen und sah sich in Mailand im Giuseppe-Meazza-Stadion auf einer Bank sitzen und einer unbekanntem Fußballmannschaft von Bauern aus dem Norden zujubeln, die mit Traktoren und Mähdreschern auf einem vom Regen durchweichten Fußballfeld herumfuhr, gegen die weltberühmte Mannschaft von Inter Mailand fünf Tore schoss und so den italienischen Vereinspokal gewann. Er sah sich im Wettbüro einen Gewinn von mehreren Millionen Lire einstreichen, denn niemand hatte auf diese Unbekannten gesetzt.

Er sah sich mit dem Gesicht des lange verstorbenen Regisseurs Vittorio de Sica im Vatikan bei einer Papstaudienz, aber auf dem Heiligen Stuhl saß nicht der berühmte zittrige Pole, sondern dort drängelten sich Marcello Mastroianni und Sophia Loren um ein Mikrofon und versuchten zweistimmig Verdi-Arien zu singen.

Durch San Marino wurde er von Soldaten eskortiert, die ihm zu Ehren Blumentöpfe auf den Köpfen trugen. Man hielt ihn dort für Giuseppe Garibaldi und bot ihm ewiges politisches Asyl an.

In Venedig sah Gianluca sich in einer Gondel Casanova gegenüber sitzen, der versuchte, die Pornokönigin Ilona Staller alias Cicciolina davon zu überzeugen, nicht in die Politik einzusteigen, sondern armen Waisenkindern ihre Honorare zu spenden. Bei dem Versuch, sich in das Gespräch einzumischen, zerfielen die beiden zu Staub, die Gondel befand sich nicht mehr in Venedig, sondern auf dem Zürichsee. Für kurze Zeit trat Ruhe ein, dann verschoben sich in der Ferne die Alpenberge ineinander und er sah für einen kurzen Moment zum letzten Mal das Mittelmeer, in dem die Sonne versank.

Gianluca kniff sich in den Arm, um die Bilder zu verscheuchen. Außer einem kurzen Schmerz spürte er nichts. Er sah den roten Abdruck seines Fingernagels in der Haut, aber die Reise ging weiter.

Ein kurzes Alpenglühen. Danach hielten sie nur noch Zwiesprache mit Steinen und anderen scheinbar leblosen Figuren. Die kleine Heinebüste in Düsseldorf äußerte den Wunsch, nach Frankreich entführt zu werden, in Stuttgart räsonierte ein Gebilde aus Glas und Elektronik über die Zukunft des speiseölbetriebenen Kleinkraftwagens, der Loreleifelsen formte sich in eine weinende Frau und versuchte vergeblich, rheinische Ausflugsdampfer mit Blicken zum Kentern zu bringen. Auf dem Kyffhäuser trafen sie einen alten Mann mit einem langen roten Bart. Rumpelstilzchen, mutmaßte Giordina, worauf der Mann sich beleidigt in seine Tropfsteinhöhle zurückzog. Gianluca versuchte, sich an den Weg zu erinnern, den sie gekommen waren, aber ihm fiel nichts ein als Worte und Bilder aus dicken Büchern, die sich mit Träumen vermischten, und diese Träume waren so, als hätte sie ihm eine andere Person erzählt.

Er erhob sich von seiner Bank und sah in den Himmel, als könnte von dort eine klärende blaue Wolke kommen, die ihm eine Erinnerung wiedergeben würde, die nicht aus

Büchern und Träumen kam. Aber es gab nichts als Dunkelheit, und auch diese Dunkelheit war vernebelt.

Einatmen, ausatmen. Der Ort ist relativ wie die Zeit, die dort vergeht, und die Zeit ist verhältnismäßig genauso kurz wie lang an dem Ort, an dem sie vergeht.

Ich habe Durst, Gianluca, schrie Giorgina.

Ich will wissen, wie, woher und warum ich hierher gekommen bin! Wirklich war jetzt nur dieser Platz mit seinen sinnlos fahrenden Kehrmaschinen ohne Fahrer. Zielloos fahrende Motoren, die ihre Zeit damit verbrachten, auf eine vereinzelt Schneeflocke zu warten, die in einem dreist lügenden Wetterbericht angekündigt worden war und den bevorstehenden Winter einläuten sollte.

Wir könnten friedlich in Checosabello dem Gottesdienst entgegenschlummern, sagte Giorgina, Padre Padrone mit einem freundlichen Milchkaffee wecken, dann den Sonntag einläuten, statt uns hier auf diesem zugigen Platz die Beine in den kalten Bauch zu stehen und auf Dinge zu warten, die sowieso nicht passieren. Gianluca, ich will wieder zurück in die sizilianische Sonne. Ich will wieder nach Hause!

Zuhause, wann war das? Gianluca drehte sich auf der Mitte des Platzes einmal im Kreis. Eine Schneeflocke flog, fast flüssig schon, auf seinen Hut und schmolz dort. Die Kehrmaschinen drehten unverrichteter Dinge wieder ab.

Hör auf zu heulen, mein Vögelchen. Mir schwant, wir erleben heute noch etwas Ungewöhnliches, auch wenn es bis jetzt nicht so aussieht.

Dann kauf mir wenigstens was zu trinken, Totengräber. Ich habe seit Nürnberg nicht einen Tropfen mehr gehabt.

Was ist Nürnberg? wollte Gianluca wissen.

Nürnberg ist die Stadt, wo die Lebkuchenautomaten standen, die auch chinesisches sprechen konnten, sagte Giorgina.

Das habe ich schon vergessen, und ich glaube auch nicht, solchen Automaten jemals begegnet zu sein.

Dann hast du wohl auch vergessen, dass wir heute Nacht in diesem großen Haus fast deine sämtlichen Ersparnisse beim Black Jack und beim Roulette verspielt haben.

Giorgina wies mit der Kralle auf das Hotelgebäude, auf dem mit leuchtenden Buchstaben *Casino* geschrieben stand.

Ich weiß nichts mehr, Giorgina, mir ist, als hätte ich seit unserem Aufstieg auf den Turm tief geschlafen, als könnte ich dort hinten um die Ecke gehen und wäre zu Hause. Unser Zuhause scheint jetzt hier zu sein.

Es ist November, es ist kalt und neblig, und ich habe einen mörderischen Schwelbrand auf meiner Kehle glühen. Der muss gelöscht werden, jammerte Giorgina.

Giorgina flog auf Gianlucas Schulter und schmiegte sich an sein Ohr.

Willst du, dass dein Vögelchen im tiefen Herbst fernab der mediterranen Sonne jämmerlich verdurstet?

Mir scheint, diese merkwürdige Wolke aus dem Süden hat mir nicht ein niedliches Rotkehlchen an die Seite gestellt, sondern eine Saufdrossel. Aber ich werde heute mal Gnade vor Recht ergehen lassen und dir den Kampf gegen das Zittern ersparen. Dort hinten sehe ich einen Imbissstand seine Platanen zurückschlagen. Gehen wir frühstücken.

Die Uhr vom Roten Rathaus schlug sechs Mal.

3

Ausnahmsweise mal kein Penner, sagte die Verkäuferin hinter dem Tresen, als sie Gianlucas Seidenanzug sah. Wohl übrig geblieben vom letzten Spieleinsatz im neununddreißigsten Stock, was?

So ungefähr, sagte Gianluca. Zwei Grog, bitte, und zwei heiße Hunde.

Was ist das denn? fragte die Frau.

Ein Nachwort



Das ist das Girrafamel, das mir Peter vor zwanzig Jahren in mein Exemplar seines Romans gezeichnet hat. Genau betrachtet ist es jedoch Gianluca, der zwei Vögel hat. Den einen im Kopf und den anderen auf dem Rücken. Der Vogel auf dem Rücken ist eindeutig als seine Begleiterin Giorgina zu erkennen, die offenbar mal wieder einen oder zwei über den Durst getrunken hat.

Peter hat gern solche Tiere gemalt. Immer wieder. Vor allem Giraffen. Das habe nichts zu bedeuten, sagte er mal. Es sei nur so, dass er Giraffen ganz gut malen könne. Doch eben nicht nur Giraffen. Er erschuf die wundersamsten Kreaturen, die meistens einen Vogel hatten. So entstanden das Fünfhöckrige Zigarrencamel mit Duldungsvogel, der Schwangere Jahrtausendelefant mit breitem Verweigerungsvogel oder die Neunköpfige Raupe mit betrunkenem Restvogel.

Das Schöne ist, dass seine Tiere so gut wie nie einsam, sondern immer in Gesellschaft sind, das ist ja auch in dieser Geschichte so. Der höhenängstliche sizilianische Kirchturmglöckner Gianluca ohne sein vorwitziges, rückwärtig alternendes, immer angesoffenes Rotkehlchen Giordina? Geht nicht. Er wäre verloren ohne sie. Und sie ohne ihn. Und Peter vielleicht ohne die beiden. Vermutlich hat er sich auch deshalb hineingeschrieben in diesen Roman. Der Schriftsteller Brasch, der das Haus nicht mehr verlässt und zwei Figuren erfindet, die stellvertretend für ihn die Abenteuer erleben, die er ihnen andichtet. Und der Schriftsteller Brasch schreibt in sein Tagebuch: »Manche erleben etwas, damit sie nachher darüber schreiben können. Ich schreibe etwas, damit ich es hinterher erleben darf.«

Gianluca und Giordina schauen in dieser warmen, lebendigen, klugen, aberwitzigen und wahrhaftigen Geschichte den Schriftsteller Brasch an. Sie finden ihn ein wenig merkwürdig und haben keine Ahnung, dass er sie vielleicht nur erschaffen hat, damit sie für ihn die Welt betrachten können. Und eben auch ihn, denn: »Ich habe mich bis heute immer auf den vergeblichen Versuch eingelassen, mich mit den Augen anderer zu sehen. Ich habe mir Gedanken darüber gemacht, was mögen diese anderen, die ich nicht kenne, in diesem oder jenem Moment denken, wenn ich das oder dies tue. Ich habe mich von vornherein in einem Gestrüpp fremder projizierter Gedankenwelten verfangen, ohne das zu tun, was am nächsten liegt. Darüber nachzudenken, was ich, wäre ich ein anderer, über mich denken würde. Dieser Versuch, sich außer sich selbst zu stellen, kann in Schizophrenie enden oder in selbstquälerischer Selbstbetrachtung, die in Lähmung ausartet. Es kann aber auch das Gegenteil bewirken. Ich könnte mich noch freier bewegen, als ich es ohnehin schon tue. Vielleicht hat mich

gerade diese auf mich gerichtete Außensicht befähigt, mit dem Saufen aufzuhören, ohne den Spaß am Vorhandensein zu verlieren.«

Ich erinnere mich, wie Peter mal sagte, dass die Arbeit an diesem Roman für ihn auch Selbsttherapie gewesen sei. Eine Ersatzdroge, der er sich verschrieben habe, nachdem er mit dem Trinken aufgehört hatte, das ihn zuvor ins »Delirium infantilis« hatte stürzen lassen. Er schickte sich damals selbst zur Entgiftung und änderte sein Leben. Er stand früh auf, wanderte durch seine Gegend und fotografierte sie. Er redete mit dem Bäcker, dem Säufer und der Zeitungsfrau, und wenn er zurückkam, schrieb er weiter an diesem Buch. Er malte Bilder in tiefem Blau und formte aus Ton die beiden Helden der Geschichte.

Und an noch etwas erinnere ich mich. Es war 1996, als Peter mich fragte, ob ich mit ihm gemeinsam eine Lesung machen würde. Es gäbe da so eine Reihe, in der ein Autor einen jüngeren Autor vorstellt und sie gemeinsam etwas lesen. Damals hatte ich für eine Radiosendung eine Figur erfunden, die zwischen den Songs, die ich spielte, spazieren ging und komische Abenteuer erlebte. »Dein Godot trägt ja auch einen Hut«, stellte er fest. »Genau wie mein Gianluca.« Und dann erzählte er von der Geschichte, an der er gerade schrieb.

Drei Jahre später erschien *Schön hausen*. Das ist jetzt zwanzig Jahre her. Peter schrieb damals in sein Tagebuch: »Das Buch ist da, und es stellt sich weder Euphorie noch Bestätigung noch Trauer oder ähnliches ein. Noch die lange Nase, die sagt: Seht her, es geht doch. Es ist einfach viel zu viel alter Schnee von vorgestern.« – Er war in Gedanken doch schon wieder woanders, dachte über andere

Geschichten und Theaterstücke nach und darüber, was aus ihm werden sollte, wenn das Jahrtausend zu Ende war. Da er es nicht so genau wusste, stellte er sich wieder »außer sich selbst« und verfasste eine Selbstdarstellung in dritter Person drei Wochen vor Ende des zweiten Jahrtausends: »Raucht vierzig bis fünfzig filterfreie Zigaretten am Tag. Steht meistens zwischen vier und sechs Uhr morgens auf, um Computer zu spielen und dazwischen Geschichten über einsame geile Sparkassenangestellten, postinfantile Rentner, gelangweilte Huren und überdrüssige Gymnasialisten zu erfinden. Begleitet den Lebensweg seiner Lebensgefährtin mit klugen Hinweisen und blöden Witzen fast überall hin und wird von seiner Lebensgefährtin wiederum von kindlicher Zuwendung begleitet, die er nicht zu schätzen weiß, weil er meint, damit selbst zum Kind heraufgewürdigt zu werden. Raucht dann meistens mehr als vierzig bis fünfzig Zigaretten ... Hat außerdem die Fähigkeit, Maximalschokoladentafeln in Sekundenschnelle zu vertilgen. Wird wahrscheinlich deshalb irgendwann fettleibig oder platzen, wenn er nicht in einem zu kleinen Segelboot untergeht.«

Er ist nicht untergegangen. Er ist da.
Mit diesem Buch, mit Gianluca
und Giorgina und überhaupt.
Ahoi, Peter.

Marion Brasch, März 2019

